Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1929)
Heft: 5

Artikel: Kaiser Franz Joseph
Autor: Thun-Hohenstein, Paul
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759797

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kaiser Franz Joseph

von Paul Graf Thun-Hohenstein

Wie immer man über Erdenruhm denken mag – er ist ein Schicksal und eine Last, und er birgt Verantwortungen, nicht bloß für den einzelnen, auf den er sich schwer herabsenkt, nachdem er ihn aus der unabsehbaren Reihe der anderen so hoch emporgehoben... Ist wohl jemals einem Menschen, einem lebenden oder einem toten, das Maß des Ruhmes zuteil geworden, das er wirklich verdiente? Unsere Schätzung pflegt sehr ungenau zu sein, ihre Zielfehler sind groß, ihr Abirren oft ungeheuerlich. Wenn es bei Lebzeiten eines Menschen naturgemäß unmöglich ist, zu einem voll zusammenfassenden, abschließenden Urteil über ihn zu gelangen, so fehlt es nach seinem Tode an einem der wichtigsten Behelfe zum Verständnis seines Tuns und Wirkens: die Persönlichkeit ist dahin, der Atem, der Puls, das Leben des Mannes dahin, mit all dem schon von je Unwägbaren, das seinem Augenaufschlag die Suggestion, seiner Rede das Überzeugende, seinem Händedruck die Entscheidung gab.

Verleiht solcherart die Natur dem Menschen einen gewissen Schutz vor der restlosen Erkenntnis durch seinesgleichen, so weiß sie noch in anderer Weise einen Wall um die einzelne Persönlichkeit zu errichten: mag ein Mensch im Kreise seiner Zeitgenossen an noch so hoher, werte- und wirkungschaffender Stelle gestanden haben, so pflegt sie, wenn er einmal gestorben und wenn der erste Widerhall der Todeskunde verklungen ist, ein Vakuum um seinen Namen zu bilden; es wird still um ihn, und diese Stille kann Jahrzehnte, kann Jahrhunderte dauern. Unverrückbar hängt in dieser Epoche das Bild des Toten im Erinnerungssaal der Menschheit, unverrückbar im Vorüberfluten der werdenden und vergehenden Generationen. Wenn aber dann im Munde der Nachfahren sein Name plötzlich neuen Klang gewinnt, ist es in Wahrheit ein ganz *neuer* Klang, der vordem unbekannt war. Die Persönlichkeit erscheint zwar zu einem großen Teil dessen entkleidet, was ihr die unmittelbare Eigenart, ihren Segen oder ihren Fluch, schuf, aber eben dieses « Entfernen der Vertraulichkeit » erleichtert und vertieft den Einblick in den Bereich des Tuns, der Leistungen und Unterlassungen, des Mannes in dem Maße, in dem jenes Unwägbare, seine lebendige

Individualität, zurücktritt. Und es ersteht der Nachwelt eine Figur in Umrissen, die oft wenig zu tun haben mit dem Bilde, das die Zeitgenossen und unmittelbaren Nachfahren vor Augen hatten.

Solcher Wechsel in der Schätzung wird allemal dort wahrzunehmen sein, wo hohe Dynamik der lebendigen Persönlichkeit eine starke Wirkung geübt hat, die späterhin, am Gedankeninhalt oder an den geleisteten Taten gemessen, nicht mehr verständlich ist, und ebenso dort, wo ein Mensch in einem Sinne tätig war, der den herrschenden Ideen seiner Zeit merklich vorauszueilen oder hinter ihnen fühlbar zurückzubleiben schien. In beiden Fällen wird der Goldgehalt seines Erdenschaffens nur spät und allmählich aus den Schlacken gelöst werden können. Es bleibt immer ein Wagnis, wenn einer es unternimmt, das Vakuum, das einen Toten umgibt, zu durchbrechen, ehe dessen Zeit gekommen ist, ehe die Epoche des Verständnisses für ihn sich aufgetan hat.

Ein Toter, dem das Studium der Heutigen sich zugewandt hat, ehe noch seine Zeit recht gekommen zu sein scheint, ein solcher Toter ist Kaiser Franz Joseph.

Von den drei ihm gewidmeten dickleibigen Büchern, die das Jahr 1928 uns beschert hat, kommt das erste[1]) aus der Feder eines Amerikaners. Damit wäre ausgesagt, daß neben Mangel an Sachkenntnis ein erfreulicher Grundzug von Objektivität und eine gewisse Frische und Unbekümmertheit des Urteils gegeben wären, wenn nicht, ja wenn nicht dieser Amerikaner eigentlich ein ungarischer Staatsangehöriger wäre, der erst vor kurzem den alten Erdteil mit dem neuen vertauscht hat. So verkehrt sich denn das Kräfteverhältnis in Wirklichkeit derart, daß dem Verfasser Sachkenntnis, besonders in ungarischen Fragen und ganz allgemein auf dem Gesamtgebiete der Politik, nicht abzusprechen ist, während sich der Freiheit seines Urteils Hemmungen in den Weg legen, zu deren Überwindung es zwar nicht ihm an Begabung, wohl aber seinem Menschentum an Kraft und Reinheit zu fehlen scheint.

Bagger ist ein kleiner Emil Ludwig, der sich nur leider nicht der Knappheit seines Vorbildes befleißt, wiewohl er ihm sonst in manchem Betracht nahesteht. Auch bei Bagger sieht sich der Leser nach der Lektüre seiner «Persönlichkeitsstudie» vor die Persönlichkeitsfrage gestellt: besteht in Wirklichkeit zwischen der Seele des Darstellers und der Seele des Dargestellten eine Beziehung von der Art, wie sie unum-

---

[1]) Eugene Bagger, *Franz Joseph, eine Persönlichkeitsstudie*. Amalthea-Verlag, Zürich-Leipzig-Wien, 1928.

gänglich nötig ist, wenn durch Erfühlen und Nachschaffen ein Werk gelingen soll, das seinen Meister lobt und seinen Helden nicht verzerrt? Leichenschändung ist ein Verbrechen, das öfter mit Tinte und Feder als mit Schaufel und Hacke begangen wird...

Der hier angedeuteten Gefahrenzone ist auch der Verfasser des zweiten Kaiserbuches, der Österreicher Tschuppik,[1]) nicht völlig heil entgangen. Er hat sein Buch, wie er in der Vorrede bekennt, « mit Liebe und Kritik » geschrieben. Aber die Zweiteilung ist dem Werke nicht segenbringend geworden: auf diesem Doppelboden gibt es kein rechtes Gedeihen für objektive Schau der Menschen und Dinge, die freilich so selten geworden ist, daß man für sie das Wort « neue Sachlichkeit » prägen zu müssen meinte. Kein Zweifel: die Gestalt Franz Josephs, zeitlebens so unnahbar, tritt vor dem Zugriff solcher Biographen sachte, aber entschieden zurück, und so erweisen sich deren fleißige Werke letzten Endes als eine Mühe, die vergeblich war.

Ganz anders als jene beiden ist der Verfasser des dritten Buches[2]) über Kaiser Franz Joseph an seine Arbeit gegangen. Für Redlich, den Staatsrechtler und Politiker, lag es vor allem nahe, das Herrscherwirken des Kaisers in allen Zusammenhängen darzustellen, und so darf sein Werk als die politische Geschichte Österreich-Ungarns von 1848 bis 1916, bei besonderer Berücksichtigung der Stellungnahme und des Eingreifens Franz Josephs, bezeichnet werden. Demgegenüber tritt in diesem wertvollen und grundlegenden Buche alles rein Biographische fast völlig in den Hintergrund. Es ist einem Manne von den Kenntnissen und der Gelehrsamkeit Redlichs auch nicht zu verdenken, wenn er dem « morbus biographicus » unserer Tage geradezu beflissen aus dem Wege geht. So wirkt denn neben der sachlichen, unerbittlichen Behandlung aller Seiten dieser Herrscherfigur, die vom Politischen her gesehen werden müssen, die Behutsamkeit und Zurückhaltung, ja Ehrfurcht, mit der Redlich alles rein Menschliche an Kaiser Franz Joseph berührt, als merkwürdiger, Interesse weckender Kontrast. Es mag ja mit Büchern, die uns an Menschen heranführen sollen, nicht anders bestellt sein als mit der Freundschaft, die nur dann Bestand verheißt, wenn zu allen Zeiten einer in des andern Seele Neuland fühlt, das sich wohl gelegentlich kundtut, nie aber völlig erschließt. So wird Redlichs Kaiserbuch

---

[1]) Karl Tschuppik, *Franz Joseph I. Der Untergang eines Reiches.* Avalun-Verlag, Hellerau bei Dresden, 1928.

[2]) Joseph Redlich, *Kaiser Franz Joseph von Österreich.* Verlag für Kulturpolitik, Berlin, 1928.

auch in diesem Sinne Bestand haben, weil es auf mächtig ausgebautem Hintergrund eine Herrscherfigur umreißt, ohne ihre Seele aus dem Körper herauszustemmen, ohne diese Seele bis ins kleinste zu zerfasern.

Redlich hat hier, wohl in der klaren Erkenntnis, daß dem sichern Walten der Zeit nicht vorgegriffen werden dürfe, die menschliche Figur Franz Josephs mit großer Kunst, sozusagen durch Aussparen, gewonnen und festgehalten; denn es wird noch einige Zeit verstreichen müssen, bis es gelingen kann, Verständnis für eine in klaren, einfachen Linien gezeichnete Charakteristik des Kaisers zu finden: wem einst gelehrt wurde, ihn zu hassen, der wird wohl zeitlebens nicht imstande sein, ruhigen Sinnes seiner zu gedenken, wer ihn aber zu lieben und zu verehren gewohnt war, dem wird die reiche Erinnerung an das, was Kaiser Franz Joseph als Mensch gewesen, das Urteil über manches, was er als Herrscher getan und gelassen, ins Rosige färben. Trotz der Schnelllebigkeit unserer Zeit wird eine Verzögerung hier nichts verschlagen, denn es geht bei Kaiser Franz Joseph um eine Persönlichkeit, der durch Stellung, Macht und Ansehen in unserer begrenzten Welt ein gewisses Maß von Unsterblichkeit ja schon vorbestimmt ist.

*

Vorbestimmung – das ist das magische Wort, das Ausgangspunkt, Richtungsweiser und Endmotiv jeder Betrachtung einer Persönlichkeit in solcher Daseinssphäre sein muß. Wer nicht begreift, daß Leben und Wirken eines solchen Menschen im tiefsten beeinflußt ist von den « morts qui parlent », von der langen Reihe der Toten, die seine Vorfahren und Vorgänger waren, der ist nicht wert, urteilend an ihn heranzutreten; und wer das zwar begriffe, aber nicht auch zugleich erkennte, wie sehr ein solches Leben und Wirken in die Zukunft zielt, in das Leben der Nachfahren und Wirken der Nachfolger, wäre ebensowenig imstande, aus Haltung und Tun eines Herrschers richtige Schlüsse zu ziehen und ein Bild zu formen, das Leben in sich trägt. Objektivität im Subjektiven, Sachlichkeit im Persönlichsten sind selbstverständliche Eigenschaften eines Monarchen, der sich als Glied einer langen Kette fühlt, der sich immer bewußt bleibt, die Regierungsgewalt « übernommen » zu haben, um sie dereinst wieder « übergeben » zu müssen, ja nicht nur die Regierungsgewalt, sondern alles, was diese zu stützen und ihr tiefste Berechtigung zu geben vermag: die Liebe und Anhänglichkeit und das Vertrauen der Völker.

Und wieder ist hier ein magisches Wort festzuhalten, das wenig verstanden zu werden pflegt, wo von der alten Doppelmonarchie die Rede ist: die «Völker», nicht das «Volk». In der zwangsläufigen Entwicklung des 19. Jahrhunderts im Sinne der Bildung von Nationalstaaten mußte Altösterreich in Europa von Jahrzehnt zu Jahrzehnt reaktionärer wirken, noch bevor seine Teilung in eine österreichische und eine ungarische Hälfte vollzogen war; diese Teilung aber, vielleicht die folgenschwerste Herrschermaßnahme Franz Josephs – er selbst scheint sie späterhin so empfunden zu haben –, war eine Konzession an die nationalistischen Ideen seines Jahrhunderts, mit denen im übrigen der völkerreiche Staat nicht einheitlich und kraftvoll zu erhalten war. Daß aber auch durch Nichtverfolgen des im Jahre 1867 solcherart inaugurierten Weges die innere Kraft des Reiches sich zermürben mußte, hat die Folgezeit bewiesen. Dieses Dilemma hat Metternich vorgeschwebt, als er im Jahre 1848, unmittelbar nach der Revolution, aus dem Exil einem vertrauten Parteigänger schrieb: «Welches wird die Zukunft für das herrliche Mittelreich sein? Im naturgemäßen Verlauf der Dinge liegt dessen Zerfall in Teile.»

Es kann kein Zweifel bestehen, daß auch Kaiser Franz Joseph, der in jungen Jahren durch Metternichs Schule gegangen war und den Rat des vielerfahrenen Greises noch in dessen letzten Lebensstunden, am Vorabend von Solferino, eingeholt hat, dem überdies ein ungewöhnlich klares, sachliches Urteil in politischen Fragen eignete, diesen «naturgemäßen Verlauf der Dinge» vor sich sah, nicht anders als der alte Staatskanzler. Vielleicht ist dem Kaiser in späteren Lebensjahren, als die Zeit den Zusammenhalt der Völker und Staaten seiner Krone schon merklich gelockert hatte, diese Überzeugung wirksamster Antrieb geworden, das, was er als seine Pflicht erkannte, Tag für Tag, unbeirrt und unverdrossen, zu tun, alle die Jahre und Jahrzehnte hindurch, die über die gewöhnliche Altersgrenze menschlichen Wirkens hinaus seinem Leben auferlegt waren. Wem diese Arbeit nur Kleinkram scheint, gemessen an den ungeheueren Problemen, die in diesem Ländergebiete der Lösung harrten und immer gebieterischer nach ihr verlangten, der mag bedenken, wie eng das allen Gemeinsame allmählich zusammengeschrumpft war, wie einsam auf dieser Linie der Kaiser stand, dessen verantwortliche Minister vielfach den zentrifugal wirkenden nationalen Ideen sich mehr verantwortlich fühlten als der Reichseinheit, und wie doch dieser Greis allein bis ans Ende bestrebt war, den geschichtlichen Sinn Österreichs im europäischen Staatenrund hochzuhalten. Man muß

Österreich erhalten, damit es in der Welt sei: das könnte man als die Maxime des Kaisers bezeichnen. Er, der im Gegensatz zu den Methoden seines Großvaters, des Kaisers Franz, und zur epigonenhaften Gedankenarmut der nachfolgenden ferdinandeischen Epoche zu keiner Zeit dem kulturellen Vorwärtsstreben seiner Völker ein Hemmnis war, hat durch solche, oft sehr weit reichende Liberalität erst die Basis geschaffen, auf der später die « Nachfolgestaaten » ihre neuen Gebäude aufzurichten vermochten. Ungeachtet alles sehnsüchtigen Erinnerns an die Größe des einstigen Zollgebietes und an die Reinheit der früheren Verwaltung, ermißt heute doch keiner dieser neuen Staaten noch so recht, wieviel in Fundament und Formung er der vielseitigen und vielsorgenden Regierungstätigkeit Franz Josephs zu verdanken hat.

Als Bischof Ketteler von Mainz zum erstenmal vor den jungen Kaiser getreten war, meinte er nach der offiziellen Begrüßung: « Heute sah ich zum erstenmal einen geborenen Herrscher von Gottes Gnaden. » Und als der 86jährige Kaiser die Augen geschlossen hatte, leitete eine der größten deutschen Tageszeitungen ihren Nekrolog mit den Worten ein: « Ein Fürst, wie ihn fürstlicher die Geschichte nicht kennt. . . » Zwischen diesen zwei Äußerungen liegen viele Jahrzehnte wechselvoller europäischer Entwicklung, die in ihrer Gesamtheit mitschaffend zu erleben keinem andern Sterblichen beschieden war als dem einen, dem sie beide gelten. Und ihr Gemeinsames stellt wohl auch den richtigen Blickpunkt dar, von dem diese Fürstengestalt aus unseren Tagen – und doch aus so ferner Zeit! – am gerechtesten gewürdigt werden kann. Der edle Anstand in Haltung und Benehmen, der den Jüngling in hohem Maße auszeichnete, wie alle Beobachter aus jener Zeit übereinstimmend vermerken, blieb auch dem Greise, selbst im höchsten Alter, unverändert gewahrt, so daß die Verehrung, die für jeden Menschen, der das Patriarchenalter erreicht hat – und wäre er der ärmste Bettler – in uns lebendig ist, vor dieser wirklich fürstlichen Erscheinung zur Ehrfurcht werden mußte, zu jener wahren Ehrfurcht, die mehr der Liebe entspringt als der Furcht. Zu dieser ehrfürchtigen Liebe seiner Untertanen gesellte sich die hohe Achtung vor dem starken Pflichtgefühl, das den Kaiser zeitlebens beseelt hat, nicht nur im reifen Mannes- und im Greisenalter, auch in der blühendsten Jugend, in der die Schwere der Zeit den kaum herangereiften Jüngling an die höchste Stelle des Reiches berief. Zwischen dem empfindungsschweren Abschiedswort « Lebe wohl, Jugend! », das der Achtzehnjährige aussprach, als ihm in Kremsier zum erstenmal die Anrede « Majestät » entgegenklang, und dem seheri-

schen Ausruf des Vierundachtzigjährigen am Vorabend der allgemeinen Mobilisierung: «Wenn die Monarchie schon zugrundegehen soll, so soll sie wenigstens anständig zugrundegehen!» – zwischen diesen zwei Worten liegt ein Leben, das mehr als zwei Generationen überdauert hat und mehr an Leid und Bitternis enthielt, als sonst wohl zwei Menschenleben beschieden ist. Leid und Bitternis im Schoße der Familie, aber auch – und das mußte dem Pflichtbeseelten gar die schwerere Last sein – übergenug des Leides und der Bitternisse in seinem Herrscherdasein, das mit der blutigen Niederwerfung einer Revolution begann, in den späteren Kriegen Unglück auf Unglück häufte, dann in langen Jahrzehnten äußeren Friedens den Bestand des Reiches, das längst in zwei Hälften gespalten war, von innen her immer mehr gefährdet sah und endlich, an der Schwelle des Todes, die Furie eines gewaltigen Krieges zu entfesseln bestimmt war. Daß der Kaiser nicht im tiefsten friedliebend gewesen wäre, hat wohl kein Ernstzunehmender jemals zu behaupten versucht; dennoch hat das Geschick in jenen Julitagen des Jahres 1914 die Entscheidung über Leben und Tod von Millionen Menschen in Franz Josephs Hand gelegt und in ihr die Entscheidung zum Tode beschlossen. «Ich habe keine glückliche Hand»: diese Worte des Kaisers, im Jahre 1866 gerichtet an eine Delegation der Stadt Frankfurt, die seine Hilfe erbeten hatte, sind denkwürdig, in mehr als einer Hinsicht. Sie geben genau wieder, was ein objektiver Betrachter dieses langen Menschenlebens und Herrscherdaseins als die Quintessenz seines Urteils bezeichnen müßte; des weiteren liefern sie das Zeugnis, daß der Kaiser schon in verhältnismäßig jungen Jahren zur Erkenntnis gelangt war, von einem tragischen Schicksal beherrscht zu sein, von einem Schicksal, dessen volle Tragik zu erleben ihm, dem wenig erspart geblieben war, dennoch zuletzt der Tod erspart hat; zum dritten aber stellt jener Ausspruch Franz Josephs ein Wort aus den Tiefen seiner Seele dar, eine geradezu intime, vertrauliche Äußerung, wie solche in seinem ganzen Leben zu den allergrößten Seltenheiten gehört haben. Denn zu der fürstlichen, würdebewußten, aber jeglicher Pose durchaus abholden Art des Kaisers gesellte sich von je die äußerste Zurückhaltung im Kundgeben alles dessen, was in den Bereich des Gefühls gehört. Solche Zurückhaltung, die im Alltagsleben so oft Nüchternheit, Trockenheit, Seelenlosigkeit gescholten wird, ist in der Einsamkeit, die sie um die eigene Person schafft und erhält, unzweifelhaft ein Element der Größe. Dieser tiefwurzelnden Neigung, Gefühle nicht zum Ausdruck zu bringen, entsprach der Wunsch des Kaisers, auch seitens seiner Umgebung

mit Gefühlsäußerungen verschont zu werden; der strengen Sachlichkeit, zu der er aus dem gleichen Grunde hinneigte, entsprach der sehr klare Wille, nur von streng sachlichen Beratern umgeben zu sein. So war eine Intrige, etwa eines Ministers gegen einen andern, bei ihm schlechterdings nicht anzubringen; insbesondere wahrte er seinen Beratern, solange sie im Amte waren, stets das offizielle Vertrauen – des menschlichen Vertrauens wurde man nur sehr selten gewahr. Die Unerschütterlichkeit dieses Verhältnisses war für alle Minister Franz Josephs eine unschätzbare Rückendeckung ihrer amtlichen Tätigkeit; seine Kehrseite bildete das plötzliche und endgültige Abbrechen jeder vertrauensvollen Beziehung mit dem Tage, da ein Minister sein Amt niederlegte, sowie die offenkundige Abneigung des Kaisers, Nichtbeamtete als Ratgeber heranzuziehen. Sosehr war in ihm der Wunsch lebendig, seine Person nicht in den Streit der großen Parteien und der kleinen Menschen einbezogen zu wissen. Der Beamtete aber war für ihn ein Bestandteil, ein Rad der Staatsmaschine, deren Gang zu leiten er selbst berufen war, ein Rad, das er nicht auswechseln mochte, solange es seine Schuldigkeit tat, das er aber gleichmütig ersetzte, wenn es sich schadhaft, daher störend erwies. Solche Erkenntnis und Auffassung der jeweiligen Sachlage setzte er unbedenklich bei den andern voraus, und er, der viel zusehr Österreicher war, um nicht letztlich Pessimist zu sein, zeigt sich auf diesem Gebiete als ausgesprochener Optimist der Sachlichkeit. Diese Eigentümlichkeit, der letztlich ein sehr reines Denken, viel Staatsweisheit und – psychologisch gesehen – eine in jüngeren Jahren schwer erworbene Bescheidung und Vorsicht zugrunde lag, war nun wirklich ganz unösterreichisch und geeignet, einen Verbrauch politischer Kräfte herbeizuführen, der oft als verhängnisvoll bezeichnet worden ist, aber doch auch vielleicht eine bewußte Korrektur der tiefösterreichischen Eigenschaft war, die eigenen wie die Kräfte der anderen möglichst zu schonen. Den Antrieb dazu mochte dem Kaiser sein soldatisches Naturell gegeben haben, dem eisernes Pflichtgefühl und stummer Gehorsam eine Selbstverständlichkeit bedeuteten; der Entschluß zu so starrer Korrektheit, die mit den Jahren stärker in Erscheinung trat, weist auf die menschlich wie politisch höchst bedeutsame Wandlung des jungen, absolutistischen Herrschers zum streng konstitutionell denkenden und handelnden Kaiser hin.

Auch hierin liegt ein Element der Größe, das Franz Joseph nicht abgesprochen werden kann.

Daß der junge, für den Thron bestimmte Erzherzog in absolutistischen

Ideen erzogen und unterwiesen wurde, wird ohne weiteres klar, wenn man die Zeitstellung seiner Entwicklungs- und Lehrjahre in Betracht zieht. Einer Dosis Pessimismus, die durch die Lehren des Fürsten Metternich ihm eingeträufelt worden sein mag, haben wir schon oben Erwähnung getan. Vorerst aber gelang es der eigenwilligen und rauhen, aber kraftvollen Führung der Staatsgeschäfte durch Fürst Felix Schwarzenberg und seinem durchdringenden Einfluß auf den blutjungen Kaiser, dessen Herrschergefühl so zu festigen und zu steigern, daß er auch nach dem jähen Tode dieses Staatsmannes das Szepter absoluter Herrschaft, nunmehr völlig selbständig, in der Hand behielt. Doch folgten nun schwere Zeiten, in denen die Jahre 1854, 1859 und 1866 ebensoviele harte Schläge gegen das Selbstbewußtsein des Kaisers wie gegen die Grundfesten seines Staates bedeuteten. Das schon zitierte Wort aus dem Jahre 1866: « Ich habe keine glückliche Hand », mag in der Tat als Symbol für die schwer errungene Selbstbescheidung gelten, mit der Franz Joseph in der Folgezeit unbeirrt den schmaler gewordenen und von Jahrzehnt zu Jahrzehnt sich noch mehr einengenden Weg ging, den das ausgehende 19. Jahrhundert für einen konstitutionellen Herrscher offen ließ. Nur ein Einziges hatte er aus früheren, absolutistischen Zeiten mit herübergenommen: das Vollgewicht seiner Persönlichkeit, mit der er bis an sein Lebensende in vielen Fragen, aus denen der Parlamentarismus keinen Ausweg fand, den Ausschlag zur Lösung gab. In seinen hohen und höchsten Jahren war ja der Kaiser ein Mythos geworden, dessen Wirkung sich auch solche nicht entziehen konnten, die der Kaiseridee fremd oder feindlich gegenüberstanden; sein Aufgehen in rastloser Arbeit, seine Fähigkeit, sich mit Menschen zu umgeben, deren Treue und Anhänglichkeit ebenso unverbrüchlich war wie ihre Verschwiegenheit, hatte einen Kreis der Einsamkeit um ihn geschaffen, den der tragische Verlust des einzigen Sohnes und der Gattin noch dichter werden ließ. Doch war es kein kalter, in ferner Höhe schwebender Mythos; dem Kaiser war nicht nur der Kummer, der sein Familienleben überschattete, mit allen gemein, die gleichen Kummer zu leiden hatten; er war fleißig und genügsam mit allen, die da arbeiteten, er war sachlich und stets aufs Ganze bedacht mit allen, denen das Staatswohl am Herzen lag, er war pflichtbewußt und ritterlich mit allen, die bereit waren, mit dem Schwert in der Hand das Reich zu schützen, er war mildtätig, und so schuf seine offene Hand eine goldene Brücke zu den Tausenden, die bedürftig waren und seiner Hilfe gewärtig. Aber er war kein Träumer, und es wurden doch der Träumer alle Jahre mehr

in seinem Reich, der Träumer, die von Großdeutschland, von Rußland, von Serbien, von Italien Erfüllung ihrer Träume hofften. Für ihn, den Altgewordenen, Vielerfahrenen war der Nationalismus wohl nur ein Zeitgedanke, der allmählich müde gedacht und von einem andern Ideal abgelöst werden würde, für den jedenfalls der Staatsgedanke nicht eingeschränkt oder gar hingeopfert werden dürfe. Man mag auch hier wieder Metternichs gedenken, der es einmal bedauernd ausgesprochen hat, daß er vom Schicksal dazu verurteilt sei, Morsches zu stützen, während er, 1900 geboren, aufbauende Arbeit würde leisten können.

Von hier aus muß es auch verständlich erscheinen, daß Franz Joseph sich selbst im 8. und 9. Jahrzehnt seines Lebens nicht veranlaßt sah, die Last der Regierung jüngeren Schultern zu überlassen. Dieser Vorwurf ist oft gegen ihn erhoben worden, insbesondere im Hinblick darauf, daß der Thronfolger, Erzherzog Franz Ferdinand, längst nicht mehr zu den Jungen zu rechnen war und, wie jedermann wußte, in erzwungener Müßigkeit und in der brennendsten Sorge um die Zukunft des Reichs, das er immer schwerer gefährdet sah, seine Jahre unruhvoll und sehnend dahinbrachte. Daß dem Erzherzog großzügige, tief ins Gefüge der Monarchie einschneidende Maßnahmen zur Lösung des Nationalitätenproblems als dringendste Regierungstat vorschwebten, wußte gleichfalls jedermann in Österreich und Ungarn, wußten unzählige jenseits der Grenzen der Donaumonarchie; und daß die Wünsche vieler um die Zukunft des Reichs Besorgten sich an die Person des Thronfolgers knüpften, war ebenso natürlich wie, daß viele Andersdenkende seiner künftigen Regierung mit Schrecken entgegensahen. Nicht minder begreiflich aber als dies beides mußte die Besorgnis des alten Kaisers sein, der Thronwechsel möchte alsbald einen gewaltigen, vielleicht gewaltsamen Versuch einer Lösung der Nationalitätenfrage zeitigen, also ein Experiment heraufbeschwören, dessen Ausgang mindestens zweifelhaft wäre. Dem schärfer Zusehenden muß also doch wohl das Ausharren des Kaisers in der Ausübung der ererbten und zu vererbenden Macht, dieses Ausharren bis zum letzten Atemzug, in einem andern Licht erscheinen, als dem fremden Beschauer, der leicht als kindisch-zähes Festhalten des Szepters in verkrampfter Greisenhand oder gar als einen Ausfluß unersättlichen Machttriebes ansehen könnte, was doch nur Pflichterfüllung bis ans Ende war.

Wir sind heute noch nicht so weit; aber die Zeit wird kommen, da dem übernationalen Denken des Kaisers Gerechtigkeit widerfahren wird; und wenn ihm gar – wie in Kaiser Wilhelms letzterschienenem

Buche – gelegentlich der Vorwurf gemacht wird, er hätte « europäisch » gedacht statt « deutsch » zu denken, so haben die Jüngeren unter uns wohl schon gelernt, daß hier ein Widerspruch nicht unbedingt zu klaffen braucht. Vielleicht auch werden die Jüngsten unter uns dereinst imstande sein, die menschliche Gestalt Kaiser Franz Josephs, die von der Herrscherfigur nicht zu trennen ist, nicht in byzantinischer Bewunderung und nicht in kurzsichtig feindseliger Parteilichkeit, sondern in den reinen Linien zu sehen, die diese reine Gestalt umschlossen.